

würdigen, so werden wir gleichwohl die Ueberzeugung nicht verschweigen dürfen, daß Richard Wagner die Bedeutung Heines nicht nach allen Richtungen erkannt und gerecht beurteilt hat. Er erkannte nur Heines negative Mission; seine positive Bedeutung als letzter Romantiker und als erster moderner Dichter hat er in Abrede gestellt. Wir können dies beklagen, aber wir haben kein Recht, es zu verurteilen. Freuen wir uns vielmehr, daß das Geschick zwei so hervorragende deutsche Geister auf ihren Lebensbahnen doch einmal zusammengeführt, freuen wir uns der Früchte, die diesem Zusammentreffen entsprossen sind, alles übrige sei den beiden Geistesfürsten selbst überlassen, die aus demselben Mutterboden der deutschen Romantik hervorgegangen sind und sich nun zu denselben lichten Höhen emporgerungen haben.

### Neunzehntes Kapitel. Ferdinand Lassalle.

Die Thatfache, daß Heine der erste war, der den Wert und die Bedeutung Ferdinand Lassalles erkannt und seine Zukunft vorausgesagt hat, ist allgemein bekannt und oft besprochen worden. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern weniger bekannt sind. Die Biographen beider wissen darüber so gut wie nichts zu erzählen. Und doch ist diese Beziehung so wichtig, daß der einzige Biograph Lassalles, Georg Brandes, sie geradezu zum Ausgangspunkte seiner Darstellung gemacht hat.

Als ein neunzehnjähriger Jüngling kam Ferdinand Lassalle nach Paris, angeblich um dort philologische Studien zu treiben. In Paris lebte damals ein Vetter von ihm, der später bekannt gewordene Ferdinand Friedland. Dieser war 1810 zu Pleß in Schlesien geboren, hatte das Gymnasium zu Breslau besucht und sollte sich, „der Väter Sitte ehrend“, dem Handelsstand widmen. Er zog es aber vor, aufs Geratewohl 1845 nach Paris zu gehen, wo er anfangs mit harten Entbehrungen zu kämpfen hatte, bald aber sich heimisch fühlte und mit den bedeutendsten politischen und litterarischen Persönlichkeiten in Verkehr trat. Man behauptete damals sogar, Friedland sei der Vertrauensmann des Herzogs von Décazes und in nahen Beziehungen zur französischen Regierung. Dieser Mann war es, der Lassalle bei Heine einführte. Heine war ein großer Menschenkenner; er hatte einen seltenen geistigen Scharfblick und eine durchdringende Klarheit in der Beurteilung der Menschen. Er ließ sich weder von dem äußern Erfolg, noch von einer gewissen Glätte der Formen oder gar von der Gewandtheit im Umgang blenden. Die Einsamkeit hatte ihn abgefühlt für die Dinge dieser Welt; er hatte jene ruhige Fassung gewonnen, um Menschen und Dinge zu beurteilen, die man bei lange Kranken sehr oft findet. Er erkannte in Lassalle sofort die bedeutende geistige Individualität und das Genie der Persönlichkeit. Dieses

eigentümliche Genie, welches neben dem Genie des Denkens, des Schaffens, der Kunst hier und da hervortritt, ist vor vielen anderen zur Freundschaft auch mit denjenigen geeignet, welche es entbehren, aber durch sachliche, positive Seiten es anziehen. Die Psychologie hat es klar gemacht, daß zwei Individualitäten, die sich befreunden, verschieden sein müssen. Es ist das eine innere Notwendigkeit, und doch müssen beide auch eine gewisse Gleichheit haben, nämlich die, daß sie beide eben Individualitäten sind. Ralph Emerson sagt hierüber in seinen Essays ein vortreffliches Wort: „Freundschaft erfordert die seltene Mittelstraße zwischen Gleichheit und Ungleichheit, welche jeden den Einfluß, den der andere auf ihn hat, und die Sympathie, die zwischen ihnen herrscht, auf pikante Weise fühlen läßt. Laß mich allein sein, bis die Welt vergeht, lieber, als daß mein Freund nur mit einem Wort oder Blick seine wirkliche Sympathie übertreiben sollte. Durch Antagonismus wie durch Zuvorkommenheit bin ich gleich irregeleitet. Laß ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aufhören, ganz er selbst zu sein; die einzige Freude, die mir sein Besitz gewährt, ist die, daß das Nichtmein mein ist“.

Ohne es zu wissen, oder überhaupt auch nur zu ahnen, hat Emerson hier das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle mit psychologischer Klarheit geschildert. Das war es, was die beiden anzog: ihre Verschiedenheit, und doch wiederum ihre Gleichheit und ihre bedeutende geistige Individualität. Lassalle verehrte in Heine vor allem den großen Dichter, sodann den ersten deutschen Prosaschriftsteller, der es gewagt hatte, für Freiheit, Emancipation und dergleichen schöne Dinge mehr ein offenes Wort zu reden; ferner aber auch den patriotischen Sohn des Vaterlandes, der sein Deutschland über alles liebte und der nun schon seit 16 Jahren das harte Brot des Exils essen mußte, schließlich aber den Verkünder einer neuen Zeit des Genusses und der Freude, deren Wonnen der kranke Dichter wohl nicht in der Heimat, dafür aber desto ausgiebiger in dem Seinebabel schon vorkosten durfte. Heine sah aber in Lassalle ein Kind eben dieser neuen Zeit, die er in prophetisch begeisterten Gesichtern verkündet hatte, einen wahlverwandten Mitkämpfer für die freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes, einen geistesverwandten Genossen seiner Ideen und Hoffnungen, seiner Genüsse und Träume.

Er prophezeite ihm eine große Zukunft in Deutschland. „Was nennen Sie eine große Zukunft?“ fragte ihn Lassalle. „Sie werden von einem Ihrer Schüler erschossen werden“, erwiderte Heine trocken. „Ach, ich möchte einmal Deutschlands Mirabeau werden“, rief Lassalle dagegen aus, mit seinem goldknöpfigen Spazierstöckchen fuchtelnd. „Aber Sie sind ja nicht podennarbig“, erwiderte Heine lächelnd, „Sie sind ein sehr hübscher Junge. Ah, wenn Sie ein Dichter wären wie Goethe, so würden Sie alle schönen Friederiken und jede häßliche Frau v. Stein lieben; aber so wie Sie sind, sehe ich weiter nichts in Ihnen als einen künftigen Schau-“

spieler. Und Sie werden sicher einmal von irgend einer Komödiantin verführt werden!" Man weiß, wie sich jedes Wort dieser Prophezeiungen Heines in seltsamer Weise erfüllt hat. Es ist selten oder nie über Lassalle etwas Besseres und Zutreffenderes gesagt worden als das, was Heine über ihn in seinem Empfehlungsbrief an Varnhagen v. Ense am 3. Januar 1846 geschrieben hat, als Lassalle Paris verließ, um nach Berlin überzusiedeln. Da heißt es:



Ferdinand Lassalle.

„Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurch-

gefaßt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattentäufen und blauen Blumengerüchen, entsagten und fiennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.“

Welch ein Scharfblick in der Beurteilung, welch eine Klarheit in der Darstellung, welch ein prophetisches Schauen in der Verkündigung der Zukunft offenbart sich in diesen wenigen Zeilen, die, wie gesagt, das charakteristische Porträt Ferdinand Lassalles aus jener Zeit bilden. Man muß bedenken, daß es ein 19jähriger junger Mann war, der in dieser begeisterten Weise von Heinrich Heine an Barnhagen v. Ense empfohlen wurde; und diesen Neunzehnjährigen hatte Heine eingeweiht in alle seine Nöten; diesen nannte er stolz seinen Freund, der Barnhagen umständlich mitteilen sollte, wie entsetzlich ihm von seinen Sippen und Magen mitgespielt worden und was etwa in dieser Beziehung für den armen kranken Dichter in Deutschland zu thun sei.

Heine befand sich damals in übler Lage. Der Verrat, der im Schoß der Familie an ihm verübt wurde, hatte ihn wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt; „die schleichende Mittelmäßigkeit, die fast zwanzig Jahre lang harrete, ingrimmig, neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegestunde erreicht“. In dieser Lage lernte er Lassalle kennen, und freudig bot der junge Mann dem kranken Dichter mit der vollen Energie der Jugend seine Hilfe gegen die zärtlichen Verwandten an. Heine nahm dies Anerbieten mit großer Freude auf; es war ihm klar, daß nur ein so geistvoller und energischer Mann etwas in seiner Sache thun könne, und seine größten Hoffnungen setzte er auf die Reise Lassalles nach Berlin.

Er hatte sich leider verrechnet; zwar nicht, indem er auf die Energie Lassalles baute; wohl aber, da er die Schwierigkeiten übersah, die hier zu bekämpfen waren. Gleichwohl muß man, gedenkt man der Zähigkeit, mit der Lassalle später die Sache der Gräfin Sayfeld führte, sagen, daß er im Interesse Heines nicht mit gleicher Energie gehandelt hat. In der ersten Zeit seines Aufenthalts entwickelte er allerdings einen großen Liebeseifer, der Heine zu dem Bekenntnis veranlaßte (10. Februar 1846): „Noch nie hat jemand so viel für mich gethan; auch habe ich noch bei niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir anderen usurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium. — Im Vergleich mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege“. Auch hier zeigt sich der Scharfblick Heines, und es ist ja männiglich bekannt, wie Lassalle dieses Privilegium, welches ihm der Dichter verliehen, später in der ausgiebigsten Weise verwendet hat.

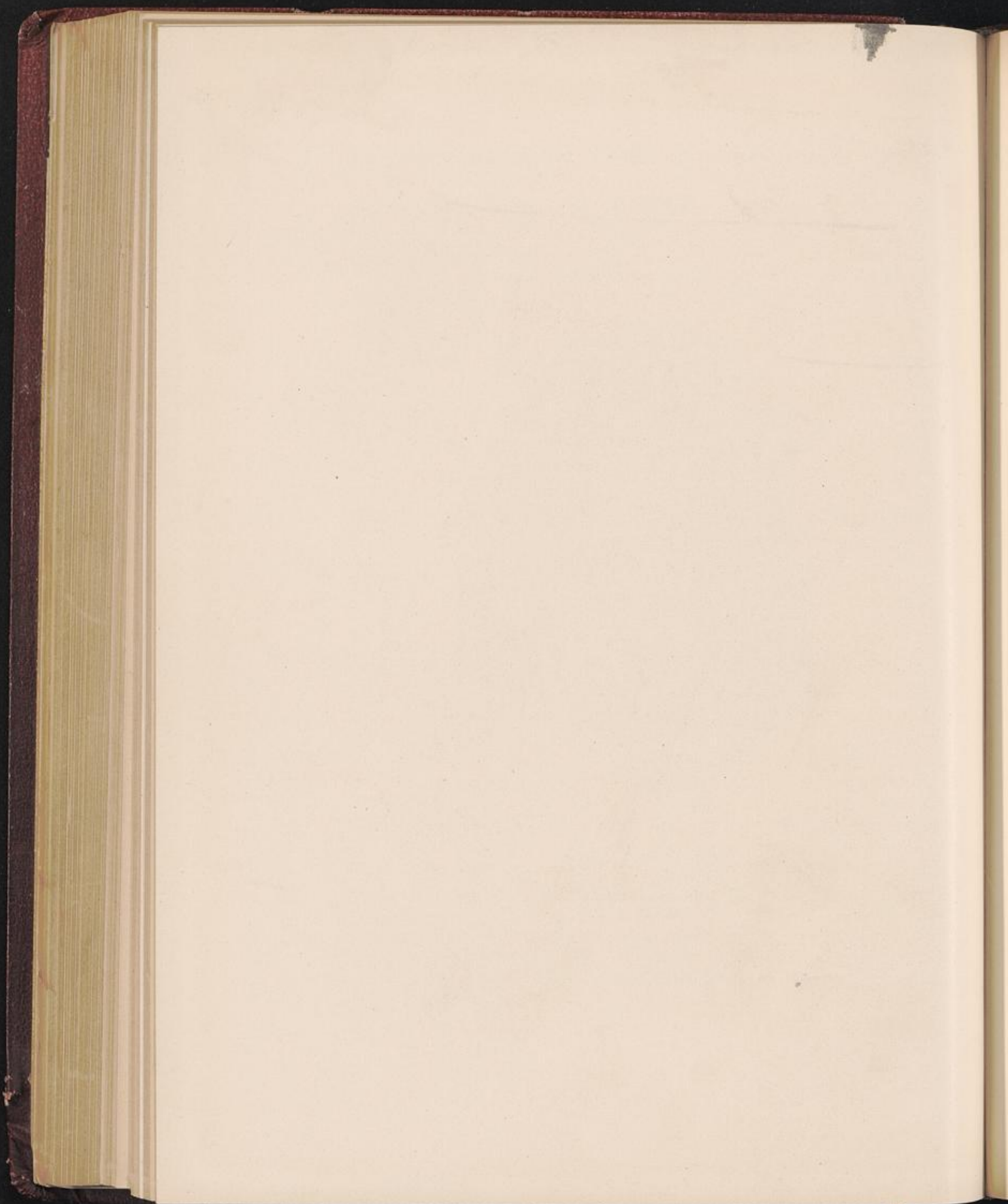
Der erwähnte Brief ist überhaupt von großem psychologischen Interesse; er hat etwas von der Schülerzene im „Faust“ an sich. Heine spielt den Mephisto und

Lassalle ist der Baccalaureus, der bekanntlich im zweiten Teil des „Faust“ gegen seinen Lehrer sehr oft frech und herausfordernd wird. Aus diesem Briefe entnehmen wir aber auch noch das Thatsächliche, daß Lassalle bis dahin, also innerhalb eines Monats, bereits mit Varnhagen von Ense, mit Josef Mendelssohn, dem Chef des bekannten Bankhauses, mit Alexander v. Humboldt und sogar mit dem Fürsten Büdler-Muskau über die Angelegenheit Heines gesprochen und diese Männer für eine Intervention bei dem Vetter des Dichters, Karl Heine in Hamburg, gewonnen hatte. Auch den berühmten Chirurgen, Professor J. C. Dieffenbach, einen alten Universitätsfreund Heines, hatte Lassalle besucht, um ihn wegen der Krankheit des Dichters zu konsultieren. Es ist diese energische Thätigkeit Lassalles um so höher anzuschlagen, als er alle jene Männer bis dahin noch gar nicht gekannt hatte und erst zu diesem Zweck kennen lernte. Schon am 29. Januar schreibt Fürst Büdler an Varnhagen von Ense: „Als Beweis, daß ich Ihrem Wunsche, mich für Heine zu verwenden und Herrn Lassalle, soweit meine Kräfte reichen, ernstlich zu unterstützen, treu nachgekommen, übersende ich Ihnen beifolgendes zur Durchsicht und bitte, es gütigst zu übersiegeln und an Herrn Lassalle weiter befördern zu wollen“. Es war dies eben jener Brief des Fürsten Büdler an Karl Heine, von dem der Dichter durchaus wünschte, daß er gedruckt werde, und den er in seiner enthusiastischen Weise nicht für ein einfaches Schreiben Büdlers an A. B. in Sachen C. D. hielt, sondern geradezu für eine geistige That, indem „einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius“. Lassalle beförderte diesen Brief sofort an Karl Heine und teilte ihn auch dem Dichter abschriftlich mit. Heines Wunsch dagegen, daß Varnhagen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ einen von ihm mit seinem Namen zu unterzeichnenden Artikel, einen öffentlichen Appell an Karl Heine schreibe, und darin den Brief des Fürsten einschlechte, ging jedoch nicht in Erfüllung. Mit gewohnter Mäßigung riet Varnhagen von jeder provozierenden Veröffentlichung ab; er erklärte es für unschädlich, den Brief des Fürsten drucken zu lassen, und hielt es für geeigneter, durch Vermittlung der Berliner Freunde erneute Versuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. So ist dieser merkwürdige Brief verloren gegangen. Aber die Antwort Karl Heines an den Fürsten Büdler hat sich erhalten, und obwohl sie streng genommen eigentlich nicht zur Sache gehört, möchte ich dieses charakteristische Schreiben hier doch veröffentlichen, weil es ein eigentümliches Streiflicht auf die ganze, so viel und so einseitig besprochene Angelegenheit wirft. Der Brief hat folgenden Wortlaut:



Heinrich Heine (1842).

Von einem unbekannten Maler.



„Hamburg, 2. Februar 1846.

Ew. Durchlaucht geehrte Zuschrift vom 28. Januar habe ich heute zu erhalten die Ehre gehabt; meine Handlungsweise gegen den Dichter S. Heine hat derselbe sich selbst zuzuschreiben.

Stets Anhänger seines großen Talents und ihn von Jugend auf verteidigend, können Ew. Durchlaucht denken, daß es mir sehr schwer fällt, sein Betragen durchaus tadeln zu müssen; um so fataler ist es mir, wenn dem Anschein nach nur eine Geldverlegenheit als Motiv dient und der Welt gegenüber zu meinem Nachteil entschieden werden mag.

Ich habe leider bittere Klagen gegen S. Heine zu führen und briefliche Beweise in Händen, die mich nötigen, in meiner Handlungsweise zu beharren. Die Pietät, die ich meinem verstorbenen geliebten Vater schuldig bin, gebietet mir selbst der Bosheit Schranken zu setzen.

Aus meinem eigenen »ich« und nicht ohne Widerstreben bin ich schon hervorgegangen, indem ich ihm unter gewissen Voraussetzungen eine Unterstützung zukommen ließ. Er hatte diese verschärzt, und ich klage mich selbst der Schwäche an, daß ich meine Hand ihm nicht ganz entzogen habe.

Ew. Durchlaucht werden mich entschuldigen, wenn ich nicht weiter auf diese Angelegenheit eingehe, und erlaube ich mir schließlich zu bemerken, daß mein Gewissen frei von aller Schuld ist, und wenn ich weitere Erörterungen Ihnen gegenüber vermeide, es nur geschieht, um dem Charakter des Dichters nicht in Ihrer guten Meinung zu schaden.

Ich bin gewiß nicht hart, auch wegen des Geldpunktes nicht unversöhnlich; aber es giebt Dinge, die erst durch Reue und gutes Betragen ausgemerzt werden müssen.

Es zeichnet mit der größten Hochachtung

Ew. Durchlaucht ergebenster Diener

Karl Heine.“

Auf diese abschlägige Antwort hielt es Büdler für notwendig, noch einmal an den Hamburger Banquier zu schreiben, und in diesem Briefe vom 6. Februar 1846 giebt er dem Millionär eine höfliche, aber wohlverdiente Lektion, indem er sagt:

„Da sich Ew. Hochwohlgeboren auf Familienverhältnisse beziehen, die mir natürlich ganz fern liegen, da ich nicht einmal die betreffende Person, sondern nur den Dichter Heinrich Heine kenne, auf dessen Genius, ich wiederhole es, meinem Gefühl nach jeder Deutsche stolz zu sein Ursache hat — so ist eine weitere Verwendung von meiner Seite bei Ew. Hochwohlgeboren unnütz geworden. Bei diesen Umständen bleibt mir nichts übrig, als dem Freunde des Herrn Heine, auf dessen Wunsch ich hauptsächlich an Sie geschrieben, unsere kurze Korrespondenz mitzuteilen und ihm alles weitere anheim zu stellen.“

Auch diese beiden Briefe sandte Büdler durch Barnhagen an Lassalle; denn dieser war ja der erwähnte Freund, und Lassalle wiederum an Heine. Die Antwort des Dichters war abermals eine kleine Liebeserklärung, die mit den Worten schließt: „Leben Sie wohl, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch niemand habe ich je so viel getraut, ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Mut, und ich befinde mich besser“. Lassalle hatte inzwischen auch die Intervention Felix Mendelssohn-Bartholdys, der in Hamburg sehr einflußreich war, angerufen, obwohl der Komponist wegen verschiedener Sticheleien und Witze Heine nicht eben besonders günstig gestimmt war. Von dieser Intervention versprach sich Lassalle das meiste: sein Enthusiasmus täuschte ihn aber gründlich. Und nun griff Heine, nachdem

alle Mittel erschöpft waren, auf das äußerste gereizt durch die Herausforderung der Familie, zu dem letzten Mittel, das er seinem „teuersten Waffenbruder“ Lassalle sofort mitteilte. Alle Pläne auf Berlin hatte er längst aufgegeben; er war so unglücklich und elend wie nie zuvor, und es ist tief erschütternd zu lesen, wie er an Lassalle schreibt: „Ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen!“ Man muß das alles wissen und verstehen, um die ferneren Projekte Heines nicht unbedingt zu verdammen. De- und wehmütig hatte er gebeten; dann hatte er es mit entschiedenem Auftreten versucht; schließlich hatten die Freunde interveniert; alles war vergeblich, und nun wollte er zu einem furchtbaren Preßkrieg übergehen und Karl Heine durch die Oeffentlichkeit zwingen, ihm sein gutes Recht zu geben. Dazu brauchte er aber Lassalle vor allem. Es wäre ein trauriges Geschäft, dem armen, unglücklichen, halb erblindeten Dichter auf dem Wege zu folgen, den die eiserne Notwendigkeit ihn nun einzuschlagen veranlaßt hatte; ich erspare mir und meinen Lesern diese Arbeit und begnüge mich, die Thatsache hervorzuheben, daß Ferdinand Lassalle Heine in diesem Guerillakrieg auf das eifrigste mit seiner Energie und Begabung zu unterstützen versprach. Es ist ja bekannt, daß Lassalle niemals sehr wählerisch und immer sehr erfinderisch in Mitteln und Wegen war, seine Gegner zu vernichten. Ihm war in der That kein Mittel und kein Weg gefährlich genug, um zum Ziele zu gelangen.

Heine verlangt nun zunächst von Lassalle, daß er selbst einen Artikel entweder für die „Bosser'sche Zeitung“ oder für die „Breslauer Zeitung“ schreibe, in dem er das Recht des Dichters gegen seine Hamburger Verwandten energisch zu vertreten hätte. Bei der „Bosser'schen Zeitung“ rechnete er auf die Protektion seines alten Freundes Ludwig Kellstab; im übrigen vertraute er Lassalles Klugheit, seinem Takt und seiner Umsicht. Diesen Artikel hat nun Lassalle nicht geschrieben. Dagegen hatte er Meyerbeer inzwischen für eine energische Intervention zu interessieren gesucht, allerdings auch vergeblich, und es bedurfte noch einer entschiedenen Aufforderung aus Paris, um „den Bär zum Tanzen nach ihrer Pseife zu bringen“. So war denn in Wirklichkeit die Sache nur sehr ungenügend vorbereitet, um durch die Presse und persönliche Vermittelung Karl Heine „aus aller Fassung zu rütteln“. Der Verlauf der traurigen Angelegenheit ist bekannt; es kam schließlich zu einem direkten Vergleich zwischen beiden kriegführenden Mächten ohne jede Intervention; aber der Dichter vergaß doch nie die tödliche Beleidigung, die ihm von der eigenen Familie zugefügt worden war, ebensowenig wie er die allerdings nicht erfolgreichen Liebesdienste unterschätzte, die Ferdinand Lassalle ihm in dieser überaus kläglichen Angelegenheit wenigstens in der ersten Zeit erwiesen hatte. Wenn es keine anderen Beweise dafür gäbe, so wären seine Briefe an Lassalle die besten Zeugnisse. Leider

sind sie nicht mehr vollständig erhalten und in der Strodtmannschen Ausgabe von Heines Werken nur verstümmelt abgedruckt. Lassalle selbst trug daran die Schuld; er hatte zur Zeit der Publikation, wie mir der selige Ludwig Löwe, der die Briefe gelesen, versichert hatte, noch vielfache Rücksichten auf Lebende zu nehmen und konnte daher unmöglich die Briefe im Wortlaut mitteilen. Nur von einigen derselben ist es mir gelungen, in meiner kritischen Heine-Ausgabe und auch später noch den vollen Wortlaut veröffentlichen zu können.

Die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle entwickelte sich, wenn wir nach Heines Briefen urteilen dürfen, auf der Basis gemeinsamer Neigungen und Leidenschaften. Beide waren dem ewig Weiblichen stark zugethan; Heine war ein unglücklicher alter Sünder, Lassalle ein glücklicher junger Frevler. So berichtet der Dichter seinem Genossen auch regelmäßig über die gemeinsamen Freundinnen. „Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, dein Name ist Heine!“ Ein andermal: „Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher ist als das Sprechen, dessen ich mich sehr wohl enthalten könnte“. Ein drittes Mal: „Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen . . . Trotz meines elenden Körperzustandes suche ich mich zu zerstreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; deshalb hatte ich auch noch nicht den Mut, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstretheit sich in der Person irren“. Der Brief schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl; ich dürfte danach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst“. Man muß wirklich die prophetische Voraussicht bewundern, die aus diesem Schreiben (1846) hervorgeht.

Inzwischen hatte sich aber etwas zugetragen, was die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle eigentlich hätte befestigen sollen, statt dessen aber gerade das Gegenteil, nämlich ihre Auflösung, zu Wege brachte. Ferdinand Friedland, den wir bereits eingangs dieses Aufsatzes dem Leser vorgestellt und der jetzt entschieden in den Vordergrund tritt, hatte inzwischen die schöne Schwester Ferdinand Lassalles geheiratet und war zu Heine in intime geschäftliche Beziehungen getreten. Ferdinand Friedland war in der That ein großes Finanzgenie; er war halb Diplomat, halb Finanzier, ein Mann der größten Pläne und Spekulationen, der heute nicht einen Sou in der Tasche hatte und morgen schon mit Tausenden um sich warf, fein, geschmeidig, weltkundig, elegant und seinen Freunden gegenüber dienstwillig. Vorher schon hatte er Heine bei den kleinen Börsengeschäften, die dieser von Zeit zu Zeit zu machen liebte, gute Hilfe geleistet. Heine hatte diesen seltsamen Genossen

„Calmonius“ getauft, in Erinnerung an einen bekannten Berliner Hofjuden Friedrichs des Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten: Scharfblick, Gewandtheit, Uner schöpfllichkeit der Mittel, pessimistische Weltanschauung und eine große Force im Lügen gemein hatte. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in intimen Beziehungen zum alten Dessauer gestanden habe, und zur Bekräftigung dieser Behauptung erzählte er gern die folgende Geschichte: Eines Tages lag Calmonius noch im Bett in seiner kleinen Wohnung in der Rosenstraße, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört; kriegerische Klänge mischten sich in diese Rufe. Er eilt im Hemd ans Fenster und blickt hinaus. Was sieht er? Mitten auf dem Neuen Markt unter der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstab umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hut. „Lebe wohl, lebe wohl, Calmonius!“ ruft er, „ich ziehe in den Siebenjährigen Krieg!“

Auch Heine liebte seinen Calmonius. Schon am 10. Februar 1846 meldet er Lassalle die große Nachricht: „Calmonius kommt in acht Tagen her mit Ihrer Schwester! Gestern habe ich Briefe von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen; ich bin neugierig, ob sie auch so feine, passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr, es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen einen so lange, bis man Sie liebt“. Und auch im nächsten Briefe schreibt er wieder: „Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester“; im dritten Brief endlich meldet er schon, daß er mit Lassalles Schwester sehr viel zusammen sei und ganze Stunden lang von Ferdinand plaudere. „Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Aehnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Goglan u. s. w. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf acht Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit!)“.

In der That hatte sich Heine, um es rund heraus zu sagen, in die Schwester Lassalles, also in Frau Friedland, ein wenig verliebt; die schöne und geistreiche Dame hatte es ihm wieder einmal angethan. Da sie noch am Leben ist (sie wohnt als Witwe in einer kleinen österreichischen Provinzialstadt unweit Wiens), geziemt es sich nicht, ein weiteres über diese Beziehungen, die ja selbstverständlich über jeden Verdacht erhaben sind, zu sprechen; begnügen wir uns mit der Konstatierung der Thatfache, daß Heine der lebenswürdigen Frau sehr stark die Cour machte, nebenbei aber auch von ihrem Gatten in die Geheimnisse der Börsenspekulation sich einweihen ließ. So schreibt er einmal an Lassalle: „Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß das thun, sonst

wird meine Familienmisere eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Mit Ihrem Schwager plaudere ich über die Geschäfte; die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie“.

Das hört sich sehr schön an, war aber in der That doch anders. Der arme Calmonius hatte an Heine einen äußerst schwierigen Klienten. Kapriziös wie ein Kind, erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es solche gab, war aber immer bereit, Calmonium für jeden Verlust verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Heine nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter hin; der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll Dranges war, ihm nützlich zu sein, und es wirklich gut und rechtschaffen gerade mit ihm meinte. Als schließlich eine neue Spekulation gründlich mißglückte, verlor der arme Calmonius gänzlich die Gunst des Dichters, und doch hatte er den besten Willen gehabt, ihn zugleich mit sich selbst zum Millionär zu machen. Ich kann die Geschichte dieser Spekulation meinen Lesern nicht schenken, da sie auf das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle einen wesentlichen Einfluß gehabt hat.

Die Gesellschaft, die sich in Paris zu Ende der vierziger Jahre um Heine sammelte, war sehr verwundert, als dieser eines Tages bei einem Diner in seinem Hause anstatt eines Toastes oder eines schönen Gedichts plötzlich und unvermittelt den prophetischen Ausspruch that: „Das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!“ Mit diesem Ausspruch hatte es folgende Bewandnis: Ferdinand Friedland war damals Agent einer belgischen Gasgesellschaft, in deren Besitz sich auch die Gasunternehmungen in Prag und Breslau befanden. Er animierte Heine, sein ganzes Besitzthum von 14000 Francs in Aktien dieser Gasgesellschaft anzulegen. Doch kaum war dies geschehen, als Heine zu Alexander Weill sagte: „Ich glaube eine Dummheit gemacht zu haben“. — „Wie“, sagte Weill, „Sie haben Ihr ganzes Vermögen dem Friedland gegeben? Da sind Sie geleimt“. — „Hoffentlich nicht“, erwiderte Heine, „das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!“ Leider mißlang aber die Spekulation gründlich, das düstere, kleine, spießbürgerliche Prag von dazumal durch Gas zu erhellen, und der Verlust, den Heine dadurch erlitt, brachte ihn aus Rand und Band. Er versuchte zuerst alle gütlichen Mittel; als sie mißlangen, wandte er sich an Ferdinand Lassalle. Dieser war aber gerade damals (1848) mit der Angelegenheit der Gräfin Hatzfeld so beschäftigt, daß er für die Sache seines Freundes keine Zeit finden konnte. Für diese Angelegenheit suchte er sogar Heine zu gewinnen, der sich aber zu einem Auftrage, „der mehr ins Gebiet der Sueschen Romane“ als zu seinen „Begegnissen“ gehörte, nicht hergeben wollte. Vielleicht war Lassalle auch von Heines Recht nicht so sehr überzeugt, wahrscheinlich aber wollte er gegen seinen eigenen

Schwager nicht auftreten. Kurzum, es kam zum Bruch zwischen Heine und Lassalle. Es ist dies bis jetzt noch nicht bekannt geworden, aber ich habe authentische Beweise dafür, außer den noch im Manuskript vorhandenen Briefen, insbesondere das Zeugnis eines ehemaligen Breslauer Arztes, Sanitätsrat Dr. Skutsch, der ein Verwandter von Friedland, ein Universitätskollege von Lassalle und ein guter Bekannter von Heine während seines Pariser Aufenthalts im Jahre 1847 war. Ich zitiere die Worte dieses durchaus zuverlässigen Vertrauensmannes: „Aus welcher Quelle der Reichtum Friedlands floß, ist mir nie klar geworden, wohl aber muß sie Heine bekannt gewesen sein, und er muß sie nicht für eine ganz kristallhelle gehalten haben; wenigstens deutete seine Entrüstung darauf hin, als ich ihm eines Tages Grüße von Friedland aus Prag brachte, der Entrepreneur der dortigen Gasbeleuchtung war und zugleich eine Aktiengesellschaft »Tris« in Paris vertrat, bei der Heine jenes Geld angelegt hatte. Als ich im Sommer 1848 in Paris war und meine Grüße überbrachte, prosperierte das Unternehmen gar nicht; die Sache wollte sozusagen nicht in Gang kommen, und Heine fürchtete, sein Geld, das letzte, was er, wie er mir mitteilte, besessen, durch Friedland zu verlieren. »Wehe Friedland, wenn ich mein Geld durch ihn verliere! Ein Pfiff von mir, und Friedland kann sich in Deutschland nicht mehr sehen lassen. Ich nehme die Feder zur Hand und schreibe — und Sie wissen, ich habe eine spitze Feder.« Das waren die Worte Heines. Doch das Zartgefühl verbietet mir, alle Aeußerungen Heines zu wiederholen, die er an jenem Tage über Friedland und auch über Ferdinand Lassalle aussprach; denn auch zu diesem muß das Verhältnis ein ganz verändertes geworden sein; wahrscheinlich weil Lassalle nicht, wie er gewünscht, für ihn in die Schranken getreten war. »Denken Sie sich«, sagte mir Heine, als er eines Tages auf Lassalle zu sprechen kam, »einer seiner Verwandten hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen, ich hätte ihn nach Berlin empfohlen, weil in ihm der neue Erlöser erschienen sei. Wehe über die Erlösten!« Wer dieser Verwandte gewesen — ich weiß es nicht und forschte nicht weiter darnach; ich habe auch nie erfahren können, ob Lassalle und seine Schwester nach jener Zeit mit Heine noch in Berührung gekommen sind“.

So weit die Worte meines Gewährsmannes, die ich durch folgende Mitteilungen von anderer, nicht minder zuverlässiger Seite ergänzen kann. Es existiert in meiner Heine-Ausgabe ein Brief von Heine an den Vater Ferdinand Lassalles vom 30. April 1850; doch ist von diesem Briefe nur der Schluß mitgeteilt, die größere Hälfte fehlt. Alfred Meißner aber, dem Heine eine Kopie dieses Briefes im Wortlaut mitteilte, erzählte mir, daß die fehlende größere Hälfte sich ausschließlich auf den Konflikt mit Friedland bezog, und daß Heine sich darin in sehr bitterer Weise über die Kälte und Gleichgültigkeit Ferdinand Lassalles ihm gegenüber beklagte.

Der Schluß des Briefes lautet gleichwohl versöhnend: „Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen“. Seine hatte sich hierin allerdings getäuscht; Ferdinand Lassalle war damals, in seiner wildesten Sturm- und Drangperiode, wenig geneigt, über die große Gottesfrage nachzudenken, zu einer Zeit, wo ihn ausschließlich der Prozeß wegen des Kassettendiebstahls für die Gräfin Hatzfeld beschäftigte. Auch in der Sache zwischen Seine und Friedland konnte oder wollte er keinen Ausgleich treffen, und so kam es auch zu keiner Versöhnung zwischen den beiden ehemaligen Freunden und Waffenbrüdern.

Dazu trat noch ein anderer Umstand. Seine hatte Lassalle in seinem Kampfe für die Gräfin Hatzfeld im Stich gelassen, ebenso wie dieser ihn vorher in dem Federkrieg gegen Karl Heine nicht genügend unterstützt hatte. In seinen Briefen an Seine enthüllte Lassalle schon 1847 einen Plan, den Gatten der Gräfin durch die deutsche, französische und englische Presse zu Grunde zu richten. Er stellte in seinem Eifer sogar Seine diesen Prozeß als in die Hegelsche Philosophie einschlagend dar, als einen politischen Tendenzprozeß. Dafür vermochte sich aber Seine nicht zu erwärmen. Und Lassalle war verblendet genug, später dieses Schweigen Heines auf unlautere Motive zurückzuführen, indem er an eine Freundin schrieb: „Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der anderen russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die spezielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog. Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich andere“.

Friedland kam später zu ansehnlichem Vermögen; es ist unbegreiflich, daß er Heine dessen Verluste nicht auf Heller und Pfennig ausbezahlte. Freilich hatte dieser nichts Geringeres verlangt, als daß Friedland, der selbst sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte, ihm die Aktien zum Nennwerte abnehme. Erst dessen Sachwalter, der Advokat Dr. Pinkas in Prag, der ein eifriger Verehrer des Dichters war, brachte einen Vergleich zu stande. Seine wollte gegen Friedland und Genossen („die Räuber in den böhmischen Wäldern“) einen Prozeß anstrengen, und Pinkas war bereit, die Vertretung Heines ohne jeden Entgelt aus Verehrung für den Dichter zu übernehmen. Doch erwies sich dessen vermeintlicher Rechtsanspruch als juristisch nicht haltbar. Seine wollte nun — hauptsächlich auf Betreiben Meißners — seinem Calmonius auf andere Weise beikommen.

Glücklicherweise hat er es nicht gethan. Als die Gesellschaft liquidirte, ging ihr Besitz an Friedland und seinen Prager Kompagnon über. Die Besitzer der Aktien sollten nun durch successive Barzahlungen bis zu einer bestimmten Höhe befriedigt werden. Heine erhielt etwa 8000 Francs. Wie er an Alfred Meißner schreibt, hat er es durch seine Besonnenheit und Langmut dahin gebracht, diesen notdürftigen Ersatz für die großen Summen, die er durch Friedland eingebüßt, zu erhalten. „Ich war überzeugt, daß, wenn er zu Kräften käme, er alles thun würde, um mich zufrieden zu stellen.“

Heine scheint überhaupt wenig Glück mit den wiederholten Versuchen, seine materielle Lage durch allerlei Spekulationsversuche zu verbessern, die an die kaufmännische Lehrzeit erinnern, gehabt zu haben. Einer seiner Freunde erzählte aus jener Zeit die folgende, bisher wohl nicht bekannte Anekdote: „Ich sehe ihn noch, wie er mir am Abend jenes Unglückstages in der Passage de l'Opéra begegnete und auf meine Frage, ob er auch etwas verloren habe, antwortete: »Etwas? Sehr viel. Aber mir geschieht ganz recht, und der Rabbi von Prag hat auch ganz recht gehabt.« — »Wieso?« fragte der Freund erstaunt. — »Sehen Sie,« erwiderte Heine, »das ist eine alte Geschichte, die mir schon in meiner Jugendzeit erzählt worden ist und die mir heute wieder einfällt. Der alte Rabbi geht in Prag über die Moldaubrücke, da stürzt ihm eine alte Jüdin entgegen und schreit: »Gott über die Welt! Gott über die Welt! Rabbileben, helfst! Das Unglück!« — »Was für ein Unglück?« fragte der Rabbi. — »Mein Sohn hat sich gebrochen ein Bein!« — »Wieso hat er sich gebrochen ein Bein?« — »Weil er ist gestiegen auf eine Leiter und hat wollen . . .« — »Was?« unterbrach sie der Rabbi, »auf eine Leiter ist er gestiegen? Recht ist ihm geschehen! Was hat ein Jud' zu steigen auf eine Leiter?« — »Sehen Sie,« schloß Heine seine Erzählung wehmütig lächelnd, »gerade so geht es auch mir. Was hat ein Dichter zu thun auf der Börse?«

Natürlich erregte der Streit zwischen Heine und Friedland, dem ersterer selbst eine große Publizität verschaffte, damals großes Aufsehen. Die Freunde von Heine, Lassalle und Friedland waren in zwei große Lager gespalten, die eifrig gegeneinander Partei nahmen. Als Bodensatz dieser Streitigkeiten hat sich eine Anzahl von Gerüchten erhalten, die mit großer Hartnäckigkeit bis auf den heutigen Tag mündlich und schriftlich eifrig weiter kolportiert werden. Ich habe mich bemüht, zweien derselben auf den Grund zu gehen; sie haben sich als völlig falsch und durchaus grundlos herausgestellt.

So berichtet Julius Walter in seinem Buche: „Quersfeldein“, daß Ferdinand Friedland nicht ohne Einfluß auf Heinrich Heines Pariser Briefe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gewesen sei. Dies ist ein Irrthum, da Friedland

zum erstenmale nach Paris kam, als Heine alle politische Berichterstattung für Deutschland längst aufgegeben hatte; ein zweiter Irrtum desselben Schriftstellers ist, wenn er sagt, daß die Briefe, die Heine an den Prager Advokaten Dr. Pintas in Sachen Friedlands und Lassalles geschrieben, die voll laustischen Humors gewesen sein sollen und damals in allen litterarischen Kreisen Prags zirkulierten, sich in den Händen des Geheimrats Professor Anton Springer in Bonn, eines Schwiegersohnes von Dr. Pintas, befunden hätten. Auf meine Anfrage hat Professor Dr. Anton Springer, der bekannte Kunsthistoriker, noch kurz vor seinem Tode (1890) mir erwidert, daß sich von einem Briefwechsel Heines mit seinem Schwiegervater auch nicht die geringste Spur vorgefunden habe. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß sich Friedland nur gegen Herausgabe dieser ihn kompromittierenden Briefe zur Zahlung der obengenannten kleinen Entschädigung entschlossen habe. Ein dritter Irrtum des Herrn Julius Walter ist der, daß Heine in einem „oft zitierten, für Friedland nicht schmeichelhaften und gegen seine Gattin indiskreten Gedicht der Welt sein Leid geklagt habe“. Ein solches Gedicht existiert nicht, und damit fällt die ganze Sache in sich zusammen.

Aber noch ein anderes Gerücht ist aus diesem Anlaß entschieden zu widerlegen. Ich muß dabei ein persönliches Erlebnis mitteilen. Als ich im Winter 1888 in der „Concordia“ zu Prag einen Vortrag über Heinrich Heine halten sollte, wurde mir schon am frühen Morgen des betreffenden Tages bei meiner Ankunft im Hotel ein großer Schreibebrief überreicht, in dem ein liebenswürdiger junger Schriftsteller im Auftrag eines älteren Herrn mir über den Aufenthalt Heinrich Heines in Prag im Jahre 1849 oder 1850 sehr eingehende Mitteilungen machte und sich zugleich erbot, in einer persönlichen Unterredung diese Mitteilungen ausführlich zu ergänzen und zu beweisen. So unwahrscheinlich mir das Ganze klang, so ging ich doch gern auf diesen Vorschlag ein; er kam, wie sich später herausstellte, von dem früheren Kompagnon Friedlands, einem Herrn v. St., einem braven alten Herrn, der die Gasanstalt nachher gekauft und unter gemeinsamer Firma weitergeführt hatte. Nach seinen Mitteilungen hätte nun diese Firma die Summe von 20000 Francs nach vielen Jahren an Heine zurückgezahlt, und zwar habe er selber, ohne geschäftlich oder persönlich hierzu verpflichtet gewesen zu sein, die Hälfte des Betrages, 10000 Francs, in generöser Weise beigetragen. Ganz genau aber erinnere sich der alte Herr, daß Heinrich Heine im Jahre 1849 oder 1850 wenigstens eine Woche in Prag gewesen und bei Friedland, Ufergasse Nr. 18, gewohnt habe. Im Garten der Gasanstalt habe er tagelang gesessen und alle Freunde um sich versammelt. Etwa zwei Tage nach seiner Ankunft sei auch Ferdinand Lassalle angekommen, und damals sei der Ausgleich zwischen Heine und Friedland und die Versöhnung zwischen Heine und Lassalle in der lustigsten Weise beim schäumenden Champagner gefeiert worden.

Es klingt dies alles recht schön und angenehm, leider aber muß ich auch diese Legende, die sich — ich weiß nicht, wieso — in dem Kopfe des alten Herrn mit eiserner Zähigkeit festgesetzt hatte, von Grund aus zerstören. Ich habe nicht das mindeste Recht, an seinem Wort zu zweifeln, wenn er behauptet, Heine das Geld zurückgegeben zu haben; aber es findet sich hierfür leider auch nicht der geringste Nachweis, auch nicht eine einzige Silbe in den Briefen Heines, der dagegen oft von dem Ausgleich auf 8000 Francs berichtet und nach diesem Ausgleich von 1852 ja nur noch etwas über drei Jahre gelebt hat. Von einer Wiedererstattung „nach vielen Jahren“ kann also ohnehin nicht die Rede sein, und, wie ich höre, waren bis zu Anfang 1856, also bis zum Tode Heines, die Verhältnisse der Prager Gasanstalt und jener Firma keineswegs so glänzend, daß sie ohne weiteres eine Schuld von 20000 Francs ohne gerichtliche Nötigung hätte abtragen können. Die so positiv ausgesprochene Behauptung, daß Heine 1849 oder 1850 in Prag gewesen sei, zerfällt für jeden, der Heines Leben kennt, in sich selbst. Im Jahre 1850 war Heine ein gebrochener Mann, der bereits auf der Matrazengruft ruhte, der sich selbst nicht mehr bewegen konnte und dessen weiteste Reise damals von Paris nach Passy war. „Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden“, schreibt er selbst in seiner Erklärung an die deutschen Blätter vom 16. April 1849. In Deutschland ist Heine seit 1845, in Prag überhaupt nie gewesen, und damit fällt auch diese zweite Legende zusammen, die nach meiner Ueberzeugung nur durch eine Verwechslung entstanden sein kann. Im Herbst 1851 war Gustav Heine, damals Herausgeber des Wiener „Fremdenblattes“, in Paris bei seinem Bruder Heinrich und versprach ihm, auf der Rückreise nach Wien sich in Prag aufzuhalten und einen Ausgleich mit Friedland herbeizuführen. Dies hat Gustav, der seinem Bruder 5000 Francs auf den Wechsel Friedlands vorstreckte, auch gethan; und daher rührt, trotz der gegenteiligen Versicherung des Herrn v. St., die Verwechslung der beiden Brüder.

Mit Friedland, der übrigens in den letzten Jahren von seiner Frau getrennt lebte, hatte Heine später nur wenige Beziehungen. Sie und da schrieb er ihm wohl noch einen Brief; der letzte schließt, wie mir Alfred Meißner versicherte, mit den Worten: „Eilen Sie, eilen Sie, lieber Calmonius, damit ich Sie noch einmal lügen höre!“ Nach dem Tode des Dichters drängte sich Friedland an die dicke Mathilde und schwatzte ihr eine Reihe von Dokumenten, Briefen und Gedichten aus dem Nachlasse ab, die er dann der französischen und später der österreichischen Regierung angeboten oder vielleicht auch verkauft hat. An seinen werten Namen knüpft sich auch die ganze Legende der nur noch hie und da im Gehirn phantastischer Köpfe spukenden Memoiren Heinrich Heines, die sich im Archiv des österreichischen Kriegsministeriums befinden sollen.

Aber auch eine Versöhnung mit Ferdinand Lassalle im eigentlichen Sinne des Wortes hat niemals stattgefunden. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Heine das fernere Leben und die Entwicklung Lassalles; seine Meinung von ihm wuchs sogar in den folgenden Jahren, und wiederholt sprach er sich zu Alfred Meißner, Heinrich Laube und Fanny Lewald in der anerkanntesten Weise über ihn aus. Fanny Lewald hat mir vor Jahren ziemlich ausführlich ein Gespräch mitgeteilt, welches sie und Adolf Stahr mit Heine im Herbst 1855 darüber geführt haben. Heine sprach damals viel von Lassalles gewalthätiger Kraft und seinen genialen Geistesblitzen. Er bewunderte, wie sich in ihm die besten und schlechtesten Seiten, alle Vorzüge und Fehler seiner Rasse „ein Rendezvous“ gegeben haben, und er schloß seine Rede mit den prophetischen Worten: „Aber er wird kein gutes Ende nehmen!“

## Zwanzigstes Kapitel. Drei Historiker.

Es war mehr als ein Zufall, daß Heine während seines Pariser Lebens zu den drei großen französischen Historikern des Jahrhunderts in persönlichen Beziehungen gestanden hat. In jedem Poeten steckt etwas von einem Historiker, und jeder echte Geschichtsschreiber hat eine poetische Ader. Bei Heine tritt der historische Sinn schon seit Anbeginn seiner schriftstellerischen Wirksamkeit lebendig hervor. Geschichtliche Probleme fesseln ihn beständig. Mit den Zeitfragen sucht er sich immer und überall in seiner Weise abzufinden.

Die Geschichte als solche erschien ihm nicht als die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern als ein Spiegelbild des Lebens, durch das der Odem der Menschheit zieht. Daher gehörte für ihn alles zur Geschichte, was das Leben erfüllt: Kunst, Poesie, Religion, Humanität, Kultur. Darum wuchs aber für ihn auch die Aufgabe des Historikers weit über den Rahmen dessen hinaus, was man damals in Deutschland als Geschichtsschreibung anzusehen noch geneigt war. Deshalb wendete er sich schon in der Heimat mit Vorliebe von den deutschen Quellenforschern zu den französischen Geschichtsschreibern.

Als Heine nach Paris kam, kannte er bereits die französische Revolutionsgeschichte von Thiers. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts studierte er die Geschichtswerke von Guizot über die englische und von Mignet über die französische Revolution. Er konnte deshalb den drei genannten Historikern mit einer Sachkenntnis gegenüberreten, die diese bei dem deutschen Dichter vielleicht gar nicht einmal vorausgesetzt haben.

Von besonderem Interesse für uns ist sein Verhältnis zu François Mignet, dem geistreichen französischen Historiker. Heine lernte Mignet im Salon der